

Die Freude ist die Wahrheit*

Über die Herausforderung der Metaphysik durch die moderne Wissenschaft

Von Ulrich HOMMES (Regensburg)

„Die Wissenschaft ist in einer Krise, deren Ursachen nicht allein soziologisch, ökonomisch oder politisch erklärbar sind. Es ist ein metaphysischer Brechreiz.“

Erwin Chargaff

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß vielerorts das Unbehagen an der Wissenschaft zunimmt. Der Grund dafür liegt nicht so sehr im Zweifel in bezug auf den Wert dessen, was die moderne Wissenschaft hervorgebracht hat, sondern in dem Umstand, daß diese Wissenschaft gemäß dem Methodenideal exakten Wissens die Antwort auf Grundfragen des menschlichen Daseins schuldig bleiben muß. Und manch einen bewegt die Sorge, daß sie nicht nur Antworten schuldig bleibt, daß sie uns vielmehr immer mehr in eine Richtung drängt, an deren Ende wir vielleicht nicht einmal mehr die Fragen in sachgerechter Weise werden entfalten können. Was immer die moderne Wissenschaft leistet und wozu sie uns auch in Stand setzt, es fehlt darin etwas, das wesentlich ist für das Selbstverständnis des Menschen: Nicht durch den leisesten Wink läßt sie uns wissen, was die Bestimmung des Menschen ist und was wir zu tun und zu lassen haben, um unserer Bestimmung zu entsprechen.

Die Wissenschaft liefert Daten und Gesetze in Hülle und Fülle, sie entwickelt eine Vielfalt möglicher Techniken, führt in immer kleinere Quantitäten und zu immer schnelleren Reaktionen, aber sie gibt keine Orientierung für das Leben. Sie meint zu sagen, was ist, aber schweigt sich aus über das, was sein soll, sie stellt heraus wovon man leben kann, aber weiß nicht wozu und wofür. So aber erkennen wir immer weniger in ihr die Wirklichkeit wieder, mit der wir es doch eigentlich in unserem Leben Tag für Tag zu tun haben und wo wir die Antwort vermuten auf das, was uns in der Frage nach dem Sinn umtreibt. In diesem Sachverhalt liegt eine der großen Herausforderungen der Philosophie unserer Tage, eine Herausforderung der Philosophie als Metaphysik.

Albert Camus hat das in „Der Mythos des Sisyphos“ so beschrieben: „Die Entscheidung, ob das Leben sich lohne oder nicht, das ist die Grundfrage der Philosophie. Alles andere – ob die Welt drei Dimensionen und der Geist neun oder

* Dieser Text gibt den Vortrag wieder, mit dem der Verfasser bei der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft 1984 die Veranstaltungen der Sektion für Philosophie eröffnet hat. Rahmenthema war „Die Frage nach der Metaphysik“.

zwölf Kategorien habe – kommt später. Das sind eher Spielereien. Zunächst heißt es hier Antwort geben. Und wenn einer mich fragt, weswegen dies Problem dringlicher als irgendein anderes ist, dann antworte ich: der Handlungen wegen, zu denen die Antwort verpflichtet.“¹

I.

Lassen Sie mich zunächst etwas genauer entwickeln, wie es sich mit dem Ansatz und der Methode der modernen Wissenschaft verhält. Man kann ohne allzu grobe Verkürzung sagen, daß das moderne Bewußtsein durch und durch geprägt ist vom Anspruch des Menschen, sein eigener Herr zu sein und aus eigener Kraft zu schaffen, was zu einem guten und erfüllten Leben gehört. Was Wissenschaft im neuzeitlichen Verstand leisten soll und worauf sie sich bezieht, ist von hier aus zu sehen. Diese Wissenschaft fragt nicht, was die Welt und die Wirklichkeit selbst ist, sie bezieht sich vielmehr auf ganz bestimmte ausgewählte Momente darin. Sie beschränkt sich darauf, Zusammenhänge zu entdecken, die es uns erlauben, uns zu Herren und Besitzern der Natur aufzuschwingen.

Als Prinzip dieser Wissenschaft ist wiederholt Konstruktion benannt worden. Und es liegt auf der Hand, daß solche Konstruktion eine überaus bedeutsame Weise ist, wie sich menschliche Vernunft entfaltet und wie das menschliche Dasein sich realisiert. Auch kann man sich kaum der Faszination entziehen, die darin liegt, daß und wie weit sich die Dinge tatsächlich so in den Griff nehmen lassen. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob solche Konstruktion denn die einzige Weise menschlichen Sichverhaltens ist, ob wir darin dem entsprechen, was uns mit unserem Dasein in der Welt vorgegeben ist, und ob wir uns selber richtig begreifen, wenn wir uns primär oder gar ausschließlich als Konstrukteure in diesem Sinn verstehen. Läßt sich so denn sinnvoll leben? Könnte es nicht trotz aller Bedeutsamkeit von Konstruktion der Wissenschaft jenseits allen Konstruierens eine ursprüngliche Beziehung des Menschen geben zu dem, was ist? Könnte da nicht Wirklichkeit sein, die uns angeht, die uns etwas verspricht und der wir uns öffnen müssen, Wirklichkeit, die nicht von uns zu konstruieren ist, die vielmehr selber schon ist und die so erfahren sein will, um erkannt zu werden?

Dabei handelt es sich zunächst keineswegs um einen Einwand gegen die Wissenschaft. Es ist ein Einwand nur dagegen, daß Wissenschaft sich verabsolutiert und einen Totalitätsanspruch entwickelt derart, daß dann von der Wissenschaft aus schließlich auch Entscheidendes ausgesagt werden soll über die Bedeutung bzw. Nichtbedeutung alles dessen, was wissenschaftlich nicht zu fassen ist. Oder noch genauer: Es ist kein Einwand gegen die Wissenschaft, aber ganz grundsätzlich ein Einwand dagegen, für das Leben insgesamt auf Wissenschaft zu setzen und der Vorstellung anzuhängen, es lasse sich alles, was wichtig ist und bedeutsam für den Menschen, so aufarbeiten und das heißt gemäß den Prinzipien unseres konstruierenden Verstandes ausrechnen und beherrschen.

¹ Der Mythos von Sisyphos (1959) 9.

Man muß sich bei dieser Frage ja immer wieder klarmachen, daß es sehr vielfältige Weisen der Begegnung mit der Wirklichkeit gibt und höchst unterschiedliche Weisen ihrer Erkenntnis. Wissen um das was ist und was etwas ist, Wahrheit und Erkenntnis gibt es unbestreitbar auch außerhalb der Wissenschaft – als Wissen zum Beispiel schlicht aus der allgemeinen Lebenserfahrung oder als Wissen aufgrund der Tätigkeit, die einer ausübt. Nicht nur der Wissenschaftler weiß etwas von der Natur, auch der Gärtner, so wie überhaupt jeder Mensch Wahres in bezug auf die Pflanzen weiß, wenn er Blumen sieht, Bäumen begegnet und Frühling, Sommer, Herbst und Winter erlebt. Und nicht nur der wissenschaftlich ausgebildete Pädagoge versteht etwas von Erziehung, auch die Eltern, die ihren Kindern zum Lebenkönnen zu helfen suchen. Und wollten sich mehr Eltern in ihrem Verhältnis zu den Kindern an das halten, was sie selbst erfahren haben und aus Erfahrung wissen, und das heißt würden sie weniger nach dem fragen, was die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft sind, es stünde mit der Erziehung vielleicht um einiges besser.

Die Reihe solcher Beispiele ließe sich fortsetzen, doch ist wohl auch so klar, worauf es ankommt: Daß es Wahrheit gibt im Leben und keineswegs nur in der Wissenschaft.

Mit der Wahrheit der Wissenschaft aber hat es eine besondere Bewandnis. In der Wissenschaft handelt es sich um einen Inbegriff von Erkenntnissen, deren Wahrheit bzw. Richtigkeit eben durch die besondere Veranstaltung der Methode verbürgt ist. Wahrheit heißt hier demnach nicht einfach Offenheit, Sichzeigen einer Sache. Selbst in bezug auf die sinnliche Wahrnehmung, auf die alle Erkenntnis angewiesen ist, wird das Prinzip der Selbstvergewisserung durchgehalten. Die moderne Wissenschaft beobachtet nicht einfach, was ihr die Natur zur Wahrnehmung darbietet, sie zwingt die Natur vielmehr auf vorgelegte Fragen zu antworten. Aufgrund der Initiative von uns selbst können hier überhaupt nur diejenigen Eindrücke auftreten, die wir im Zusammenhang der eigenen Frage haben wollen. Was in den Naturwissenschaften zum Beispiel Natur heißt, ist deshalb auch gar nicht die wirkliche Natur, sondern nur der Inbegriff dessen, was sich dazu eignet, Objekt von Wissenschaft zu werden. Hier handelt es sich nicht um die Dinge, die uns im Leben begegnen – nicht um Pflanzen und Tiere zum Beispiel, Wälder, Seen und Gestirne, sondern in bezug auf alles das eigentlich immer nur um solches, was man in früheren Zeiten als bestimmte Eigenschaften gefaßt hatte, Wärme zum Beispiel oder Schwere. Das heißt man interessiert sich für ein bestimmtes Wirken der Dinge, nicht aber für ihr Wesen.

Es ist unbestreitbar, daß die Macht und die Stärke der modernen Wissenschaft auf eben dieser Beschränkung beruhen, die sie sich in der Art der Befragung der Welt auferlegt. Exakte Wissenschaft abstrahiert ganz bewußt von dem konkreten Verhältnis des Menschen zur Welt – so wie von der Fülle dieser Welt selbst. Sie konzentriert sich auf das, was rational faßbar ist daran und worüber sich technisch verfügen läßt.

Der Erfolg gibt dieser Wissenschaft recht. Die große Frage nur ist, was im übrigen mit dem geschieht, wovon die Wissenschaft absieht, wenn sie sich derart auf das rational Faßbare und technisch Verfügbare konzentriert. An sich müßte

solch wissenschaftlicher Verzicht auf Aufnahme und Bedenken des unverkürzten Verhältnisses zur Wirklichkeit ja wahrlich nicht bedeuten, daß das Begreifen aller anderen Seiten und Dimensionen der Wirklichkeit dann einfach ausfällt. Solches Bedenken und Begreifen könnte dem Menschen ja sehr wohl auch weiterhin möglich sein, könnte geschehen eben zum Beispiel in der Reflexion auf das, was uns in der alltäglichen Erfahrung aufgehen will.

Doch ist nicht zu übersehen, daß im Gefolge des Fortschreitens der Wissenschaft und aufgrund der Faszination ihrer Exaktheit die angeführte Beschränkung sich tatsächlich ganz anders auswirkt, so daß schließlich alles, was nicht im Sinne exakten Wissens bestimmbar ist, seinen Wahrheitsanspruch verliert. Immer mehr verbreitet sich der Anschein allumfassender Kompetenz von Wissenschaft. Und schon dieser Schein ist geeignet, die vielleicht möglichen anderen Erfahrungshorizonte immer mehr zuzudecken, so daß am Ende nichts anderes mehr bestimmende Wirklichkeit für den Menschen werden kann. Und genau hier liegt das Problem. Nicht daß wir Wissenschaft ausgebildet haben und betreiben, ist also das Problem, sondern daß wir für unser Verhältnis zur Wirklichkeit insgesamt immer mehr ausschließlich nur auf Wissenschaft setzen und für alle Probleme bei der Wissenschaft die Lösung suchen.

Zu fragen wäre aber doch, warum wir dies eigentlich tun, ob wir es tun müssen, oder ob wir es nicht auch lassen könnten. Denn daß man unendlich vieles wissenschaftlich-technisch in den Griff bekommen kann, dies heißt doch nicht, daß man sich zu allem auf diese Weise verhalten muß oder auch nur verhalten darf. Und wenn auch Wissenschaft für ihren eigenen Bereich nichts anderes gelten lassen kann als das, was zu messen und zu zählen ist, dann bedeutet dies noch lange nicht, daß alles das, was nicht zu messen ist und was nicht meßbar gemacht werden kann, deshalb nicht mehr Wirklichkeit heißen darf, nicht als Wirklichkeit zu erfahren und zu erkennen wäre in einem ganz eigenen Anspruch uns gegenüber.

Richtig ist die beschriebene Einschränkung der wissenschaftlichen Frage im Blick eben auf den begrenzten Zweck, dem diese Wissenschaft dient. Ein allgemeines Absehen aber von all dem, was die Dinge jenseits ihrer Feststellbarkeit und Beherrschbarkeit sind und sein mögen, ein Absehen also, das nicht bloß der Erledigung einer ganz bestimmten Aufgabe dient, sondern sich allgemein durchsetzt, dies kann nicht ohne schwerwiegende Folgen bleiben.

Eine dieser Folgen ist zunehmender Erfahrungsverlust. Dies ist vielfach festgestellt und beklagt worden. Ich möchte dazu nur an drei Namen erinnern: Für das Verhältnis zu den Dingen an die Analysen von Erhart Kästner,² für das zwischenmenschliche Verhalten an die Untersuchungen von Erich Fromm³ und für die religiöse Beziehung an die letzten Arbeiten von Bernhard Welte.⁴ Die Wissenschaft sieht eben nicht nur selbst von solchen Erfahrungen ausdrücklich ab. Ihr eigener Begriff von Erfahrung entwickelt vielmehr den Schein von Ausschließlichkeit, der schließlich tatsächlich dann zum Ausfall von Erfahrung führt in jenem ganzen

² Vgl. E. Kästner, *Aufstand der Dinge* (1973).

³ Vgl. E. Fromm, *Die Kunst des Liebens* (1979).

⁴ Vgl. B. Welte, *Das Licht des Nichts* (1980).

großen Bereich, wo sich nicht feststellen und berechnen läßt, worauf alles ankommt, wo dies vielmehr erfahren sein will, um erkannt zu werden, insofern es immun ist gegen jede nach den Gesetzen der Wissenschaft bloß konstruierte Gegenständlichkeit.⁵

Erwin Schrödinger, der große österreichische Physiker, der die Wellenmechanik entdeckt hat und der später dann mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, hat das einmal ganz schlicht so formuliert: „Denke doch an die leuchtenden Augen, mit denen dein Kind dich anstrahlt, wenn du ihm etwas zum Spielen bringst. Der Physiker sagt dir, daß in Wirklichkeit von diesen Augen gar nichts ausgeht, daß die Augen vielmehr nur ihrerseits beständig von Lichtstrahlen getroffen werden, und daß sie diese reflektieren. Das ist ihre Funktionsweise. In Wirklichkeit. Sonderbare Wirklichkeit. In ihr scheint doch Einiges zu fehlen.“

Macht man die Wissenschaft zum Kriterium der Beurteilung dessen was ist – ausdrücklich und vermeintlich im Namen der Wissenschaft selbst, oder nur einfach praktisch durch den tatsächlichen Umgang mit Wissenschaft –, so beraubt man die Wirklichkeit auf weite Strecken ihrer Bedeutung. Wo sich der Schein verbreitet, daß Wissenschaft als solche für das Ganze des menschlichen Daseins zuständig sei, muß Erfahrung jenseits ihres Kontrollbereichs schwinden. Was sich der Zweckrationalität der Wissenschaft nicht unterwirft, kann dann nur noch nichtig scheinen.

Über diesen verengten Erfahrungsbegriff, der sich im Gefolge der mathematischen Naturwissenschaft bei uns breitgemacht hat, müssen wir endlich wieder hinaus. Damit soll natürlich nicht der in der modernen Welt so hochgeschätzten exakten Wissenschaft das Recht bestritten werden, sich an einem sehr engen Begriff von Erfahrung zu orientieren. Aber es muß mit großem Nachdruck geltend gemacht werden, daß es Erfahrung und Wissen aus Erfahrung wahrlich nicht nur in dem Sinne gibt, wie das dort vorausgesetzt wird. In der exakten Wissenschaft wird Wirklichkeit zum Inbegriff möglicher Objekte für ein Subjekt. Daß Wirklichkeit auch noch ganz anderes sein kann, schön und gut und voll Sinn zum Beispiel, davon wird hier systematisch abgesehen.

Wo es jedoch gar nicht um Messen und Rechnen geht und um Ausnutzen und Verfügen, sondern um unser Leben in der ganzen Vielfalt seiner Bezüge, da dürfen wir solcher Beschränkung keinesfalls folgen, da müssen wir vielmehr auf einen ursprünglicheren Begriff von Erfahrung zurückkommen. Wollte man sich ganz grundsätzlich auf Erfahrung berufen bloß im Sinn feststellbarer Tatsachen und sich an das nur halten, was in dieser Weise gewiß werden kann, würde man sich von sehr vielem abschneiden, was zur Wirklichkeit gehört, sich abschließen von weiten Bereichen und entscheidenden Dimensionen menschlichen Lebens. Wer es mit der unverkürzten Wirklichkeit zu tun haben will, wer erfahren will, was die Wirklichkeit selbst ist, darf sich mit solch beschränkter Zugangsart nicht zufriedengeben, darf nicht konstruieren was ist, sondern muß es sich zeigen lassen.

Für unsere eigene Frage bedeutet dies, daß Erfahrung eben nicht nur ist, was nach kausalgesetzlichem Zusammenhang im Sinne exakten Wissens festgestellt und überprüft werden kann. Erfahrung ist vielmehr bestimmt ganz allgemein dadurch,

⁵ Vgl. G. Krüger, Grundfragen der Philosophie (1958).

daß sich etwas Wirkliches mir gegenüber zur Geltung bringt. Dies aber kann auf sehr vielfältige Weise geschehen. So hat es Erfahrung zum Beispiel nicht nur mit einzelnen Gegenständen zu tun, auf die wir draußen stoßen. Wir sprechen auch von Erfahrung der Schönheit, von Erfahrung der Liebe und Erfahrung von Sinn, und wir weisen mit der Verwendung des Begriffs „Erfahrung“ da jeweils gerade darauf hin, daß es sich hier nicht um bloße Begriffsdichtung handelt oder reines Gefühl, daß uns da vielmehr tatsächlich etwas von sich her betrifft, daß sich da Wirklichkeit selbst zur Geltung bringt. Indem wir auch in bezug auf Schönheit, auf Liebe und auf Sinn von Erfahrung reden, beanspruchen wir allem bloßen Meinen und Glauben gegenüber von Wirklichkeit zu handeln auch hier. Auch hier also nehmen wir Stand in solchem, das uns gegeben wird, und treiben uns nicht bloß in dem herum, was man sich alles auszudenken vermag. Da meinen wir dann zwar nicht ein einzelnes Seiendes bloß und nicht bloß den äußeren Kausalzusammenhang, in dem dies steht, sondern meinen etwas, das uns in der Begegnung mit diesem einzelnen Seienden und durch es hindurch aufgeht. Aber auch so nehmen wir wahr, was wirklich ist, beginnen hier vielleicht überhaupt erst wahrzunehmen, was die Wirklichkeit selbst im Grunde ist. Die Dinge sind in der Regel sehr viel mehr, als wir begreifen, wenn wir uns auf das beschränken, was unmittelbar sinnlich wahrgenommen werden kann und was aus solcher Wahrnehmung von tatsächlich Gegebenem an Gesetzen abzuleiten ist.

Die Verkümmernng in der Wahrnehmung der Wirklichkeit, wie die moderne Wissenschaft das zur Folge hat, ist unverkennbar. Wo Natur nichts anderes mehr ist als eine Masse, über die der Mensch verfügt, werden große Teile ursprünglicher Wahrnehmung uns einfach fremd. Und so schrumpft die Fähigkeit zu sehen und zu hören, zu gehen, zu tasten und zu riechen. Und so wie derart das Verhältnis zur Natur verkümmert, so verkümmert in der Folge überzogenen Anspruchs von Wissenschaft auch das Verhältnis zum anderen Menschen. Wir verlieren zunehmend die Fähigkeit füreinander dazusein, zu helfen und zu trösten, einander glücklich zu machen. Und ganz ähnlich ist es mit dem Bezug auf jene transzendente Wirklichkeit, die unsere Sprache von alters her das Göttliche nennt oder Gott. Auch dies wird eigentümlich wesenlos. „Gott ist tot,“ so heißt es bei Friedrich Nietzsche, „seit er im Grabe liegt, seid Ihr Herr!“

Frühere Zeiten haben die Wirklichkeit wohl in der Tat anders erfahren. Erinnern wir uns nur der religiösen Dimension, wie sie in der Welterfahrung der Antike ganz eindeutig bezeugt ist. Lassen Sie mich dazu einen Text zitieren, der dies überaus eindrucksvoll herausstellt. Aus einer frühen Schrift des Aristoteles „Peri Philosophias“ ist uns bei Cicero dieser Passus überliefert: „Wenn es Menschen gäbe, die immer unter der Erde gewohnt hätten in guten, prächtigen Behausungen und ausgestattet mit allem Überfluß derer, die man für glücklich hält; diese Menschen wären jedoch niemals auf die Erde heraufgekommen und sie kämen jetzt irgendwann einmal durch die geöffneten Schlünde aus ihren verborgenen Winkeln heraus und herauf an die Orte, die wir bewohnen; wenn sie dann die Größe der Wolken und die Gewalt der Winde erkannten und sie erblickten die Sonne und erkannten ihre Schönheit, daß sie den Tag hervorbringt, wenn sie ihr Licht über den Himmel ausströmt, und sähen dann wieder, wenn Nacht die Lande verdunkelt, den ganzen

Himmel mit Sternbildern mannigfach geziert, und den Wechsel des bald wachsenden, bald alternden Mondlichtes und all dieser himmlischen Körper Aufgänge und Untergänge und ihre festen Bahnen: wahrhaftig, bei diesem Anblick wäre für sie offenbar, daß es Götter gibt und daß diese gewaltigen Werke von Göttern herrühren.“⁶

Es ist der Anblick also, der die Menschen zu der genannten Einsicht kommen läßt, und nicht irgendeine Konstruktion des reinen Verstandes. Das heißt: es ist den Dingen selbst anzusehen, daß sie, so wie sie sind, ohne eine göttliche Macht nicht wären. Dies ist die religiöse Dimension der Welterfahrung. Im Unterschied dazu ist die Erfahrung, an der sich das neuzeitliche Denken orientiert, durch und durch „profan“, hier begnügt man sich mit einem Zusammenhang, der nicht über sich selbst hinausweist. Genau dies aber ist wohl der entscheidende Punkt. Weder die Dinge, noch der andere, noch gar Gott vermögen unmittelbar dazusein für uns, wenn wir ihnen jenes eingeschränkte Maß von Wahrheit und Wirklichkeit vorgeben, das die Wissenschaft praktiziert und das zur Bereitung der Weltherrschaft ersonnen ist. Wo Ausrechnung zum Prinzip erhoben wird, entfällt Erfahrung, die mehr und anderes meint, und in der sich uns etwas eben von sich selbst her zeigt. Die vorherrschende Erfahrung in bezug auf die genannte Dimension ist dann nur noch die, hier überhaupt keine Erfahrung mehr zu machen, also von so etwas wie Natur, wie Mitmensch und Gott im Grunde nicht berührt zu sein, nicht getroffen zu werden und schon gar nicht verwandelt.

Geht man aber davon aus, daß für das menschliche Dasein und seinen vernünftigen und verantwortlichen Vollzug sehr wohl Entscheidendes eben auch in solcher Erfahrung aufgeht, in der Erfahrung der Schönheit der Natur, wie in der Erfahrung des Miteinanders und in der Erfahrung des Göttlichen, in der Erfahrung von Geschichte, Sprache, Kunst und Religion, muß man auch sagen, daß dem Menschen in solch einseitiger wissenschaftlich-technischer Auslegung des Daseins ganz Entscheidendes genommen wird. Denn der Mensch kann sich dann ja gar nicht mehr verstehen aus dem, was er ursprünglich ist und worin ihm das Ganzseinkönnen versprochen ist, er vermag die Ganzheit seines Lebens nicht mehr wahrzunehmen. Wer den Menschen von aller außerwissenschaftlichen Wahrheit trennt und ihm als Zugang zur Wirklichkeit einzig noch die Herrschaft von Technik und Wissenschaft läßt, der befreit den Menschen in Wahrheit nicht bloß aus Abhängigkeit, die seiner Selbstverwirklichung im Wege steht, er nimmt ihm vielmehr die Möglichkeit zu antworten auf das, was ihn alles angeht, nimmt ihm die Möglichkeit, in der Antwort auf solche Erfahrung zur Geltung zu bringen, was er eigentlich will.

Eben die Wissenschaft jedenfalls, die gemäß dem Anspruch der Aufklärung zur Mündigkeit führen sollte, und die deshalb nichts anderes gelten ließ als solches, das es erlaubt, daß der Mensch sich als die Bezugsmittel von allem und jedem durchsetzt, sie enthebt zwar mancherlei äußerer Not. Aufs Ganze gesehen aber bedeutet sie keineswegs schon menschliches Zu-sich-selbst-kommen. Wird sie

⁶ Vgl. W. Jaeger, Aristoteles (1923) 167.

verabsolutiert, bedeutet sie vielmehr Entfremdung, nicht Freiheit und Vernunft, sondern Entmündigung.

Damit ist nun aber auch vorgezeichnet, was man wollen kann und tun in dieser Situation. Zunächst ist wohl klar, daß Hilfe nicht aus eben der Wissenschaft kommen kann, deren Verabsolutierung uns gerade die Probleme schafft. Wir müssen weiter zurückgehen – und wenn der eigentliche Grund des Ausfalls von Erfahrung in der modernen Welt gar nicht einfach die Wissenschaft ist, sondern das, was von uns her der Wissenschaft vorausliegt und was zu ihrer Verabsolutierung führt, dann ist hier anzusetzen. Das heißt wir werden die genannten Erfahrungen selbst wieder suchen müssen. Ihr Ausfall läßt sich nicht kompensieren.

Für manch einen mag dies widersprüchlich klingen. Denn solche Erfahrung suchen, das setzt doch voraus, daß die Möglichkeit zu solcher Erfahrung gegeben bleibt, auch wo wir diese Erfahrung selbst nicht mehr machen. Ist dies nicht höchst inkonsequent? So verständlich diese Frage ist, man kann das Ganze auch umkehren: Daß solche Erfahrung tatsächlich weithin nicht mehr gemacht wird, berechtigt uns dies zu sagen, daß sie nicht mehr möglich sei? Gewiß, wir reden davon, daß die Dinge verstummt sind und sich entziehen, daß das Du nicht zu uns spricht und das Miteinander nicht mehr gelingt, und daß Gott tot ist. Aber selbst in dieser Rede noch gibt es einen gewichtigen Anhaltspunkt dafür, daß damit die ursprüngliche Beziehung keineswegs erledigt ist, daß es sich hier vielmehr um etwas Bleibendes handelt, wie weit immer man es auch verfehlt haben mag. Ich meine den Umstand, daß wir solche Verkümmernng ja doch erfahren, daß wir die Dürftigkeit der Zeit nicht nur diagnostizieren, sondern sie erleiden.

Es ist doch keine Frage, daß die Erfahrung, die wir mit dem Fortschritt der Wissenschaft und mit der Perfektion der Technik machen, eben die ist, daß die dort versprochene Erfüllung unseres Lebens ausbleibt. Das heißt diese Erfahrung zeigt auf ihre Art sehr deutlich, daß der Mensch sich in solcher Auslegung seines Daseins nicht erfüllt, daß Wesentliches des Menschseins unerfüllt bleibt, und daß wir uns eigentlich hierauf besinnen müßten, wenn wir in der von Technik und Wissenschaft bestimmten Welt sinnvoll leben wollen. In eben dem Umstand, daß wir von Erfahrungsverlust reden, das heißt daß wir sehen, wie unser Seinkönnen verkümmert, liegt der entscheidende Hinweis. Auch solcher Ausfall von Erfahrung wird eben erfahren, und ist indirekt also sehr wohl auf die Möglichkeit positiver Erfüllung bezogen.

Und lassen Sie mich dazu noch ein Weiteres sagen, es hängt sehr viel daran. Indem auf Erfahrung gesetzt wird, wird nicht statt Wissen und Erkennen nun einfach das Gefühl beschworen, es wird nicht statt auf Vernunft nun einfach auf Meinen, Glauben und Empfinden gesetzt. Daß eine Blume schön ist, ein Mensch liebenswert und wir selbst vielleicht im letzten doch irgendwie gehalten und getragen, dies ist nicht eine Sache einfach des Gefühls, darin liegt vielmehr Erkenntnis, denn die genannten Erfahrungen bedeuten ja Einsicht. Wir müssen, um das zu sehen, nur eben wieder lernen, auch den Begriff von Wahrheit ursprünglicher zu nehmen im Sinne von Wirklichkeit, die sich selbst zeigt und sich zu erkennen gibt. Wer sich jemals wirklich bemüht hat, zur Sprache zu bringen,

was denn zum Beispiel die Erfahrung des Schönen besagt, der weiß, daß es hier zwar eine letzte Unfaßbarkeit gibt, aber nicht Ungenauigkeit oder gar Beliebigkeit.

Es ist dringlich geworden, sich im Gegenzug zur ständig weiter steigenden Verwissenschaftlichung des Lebens um die Freilegung der Möglichkeit der hier besprochenen Erfahrung ausdrücklich zu bemühen. Dabei bedarf insbesondere die Unmittelbarkeit der Erfahrung selbst der Klärung. Denn unter der Vorherrschaft des konstruierenden Verstandes ist diese Unmittelbarkeit immer mehr verstellt und verdrängt worden. In Wahrheit aber bedeutet sie nichts anderes, als daß in bezug auf solch ganz andere Dimensionen der Wirklichkeit das Denken nicht von sich aus beginnt, sondern insofern sich ihm die Sache zeigt, es angeht und sich ihm öffnet. Die Offenheit der Sache für uns ist die ursprüngliche Wahrheit, um sie muß das Denken sich drehen, so viel auch immer dann davon abhängen mag, wie wir uns ihr gegenüber verhalten.

II.

Es ist wohl unumgänglich, an dieser Stelle auch ein paar Worte zu sagen zum Gebrauch des Begriffs Metaphysik. Ich sprach bislang ja nur von der Herausforderung der Metaphysik und ich habe Beispiele der Metaphysik benutzt, mich aber jeden Versuchs einer genaueren Definition enthalten. Dies soll auch so bleiben. Im Historischen Wörterbuch der Philosophie beginnt der große Artikel über „Metaphysik“ mit folgendem Zitat: „Fast alles in Sachen Metaphysik ist kontrovers und es ist daher nicht überraschend, daß es unter denen, die sich selbst Metaphysiker nennen, wenig Übereinstimmung gibt darüber, was genau es ist, worum es ihnen geht.“

Ich gestehe gern, daß mich das etwas entlastet hat. Denn man sollte solches gewiß nicht als Freibrief nehmen dafür, mit dem Begriff Metaphysik einfach umzugehen, wie immer es einem beliebt – ihn auszudehnen oder einzuengen, je nachdem, was man gerade bewirken will. Wohl aber ist es eine Einladung dazu, sich möglichst direkt auf die Sache einzulassen, auf die der Begriff der Metaphysik verweist, und für die immer noch das Entscheidende eben an dem Umstand abzulesen ist, daß dieser Begriff auf die Folge jener Schriften gemünzt wurde, die in dem aristotelischen Erkenntnisweg vom Sinnfälligen zum Übersinnlichen liegt.

So gebrauche ich diesen Begriff also nicht so sehr als Bezeichnung eines bestimmten Teils der Philosophie, und schon gar nicht im Anschluß an jene formalontologische Prinzipienlehre, die gar keine inhaltliche Erschließung der Wirklichkeit mehr sein will; ich gebrauche diesen Begriff vielmehr zur Kennzeichnung einer Weise zu fragen, für ein Fragen allerdings, das ansich für etwas anderes interessiert als die exakte Wissenschaft es tut, das heißt das etwas anderes an den Dingen für wissenswert hält. Es geht um die Betrachtung der Dinge im Blick auf das, was sie uns über das Sein sagen, worauf sie verweisen. Hier geht es also nicht um eine Definition des Begriffs, sehr wohl aber darum, das Wahrnehmen und Erkennen, das Denken, Wollen und Tun an eine Dimension der Wirklichkeit wieder heranzubringen, die für die moderne Wissenschaft nicht existiert, von der

sie absieht, ohne deren Kenntnis wir aber in Wahrheit nicht einmal von dieser Wissenschaft wirklich lebensdienlichen Gebrauch zu machen vermögen.

Wissenschaft kann eigentlich nicht anders, als sie tatsächlich tut. Sie ist Konstruktion, ist Ausbeutung und in gewisser Weise sehr wohl Gewalt. Und bei allem Unbehagen: Wir haben für bestimmte Bereiche, für bestimmte Probleme und bestimmte Bedürfnisse keine Alternative zu dieser Wissenschaft. Es gibt zur Wissenschaft keine Alternative zum Beispiel für unser Verlangen, möglichst gut versorgt zu sein, sicher und bequem zu leben. Und wir haben keine Alternative zur Wissenschaft, wenn wir auch nur mit dem Hunger in der Welt fertig werden wollen. Die Wissenschaft ist Konstruktion und ist Überlistung – sie kann nicht anders. Sehr wohl aber können wir anders, als wir tatsächlich tun, das heißt mögen wir noch so sehr auf die Wissenschaft angewiesen sein, wir brauchen Wissenschaft deshalb nicht zu verabsolutieren. Oder lassen Sie mich dies ganz schlicht so sagen: Niemand wird behaupten, daß die Wissenschaft zu nichts taugt. Aber sie taugt eben wahrlich nicht für alles.

Wer die Zusammenhänge so sieht, für den verlagert sich der Kriegsschauplatz ganz gehörig, nicht billiger Entlastung der kritisierten Wissenschaft wegen, sondern weil die Sache selbst dies verlangt. Zum einen erbringt es doch wirklich nicht viele, der Wissenschaft und in ihrem Gefolge dann der Technik immer mehr Schwierigkeiten anzulasten, die zwar im Zusammenhang mit ihrer Entwicklung entstanden sind, die aber gar nicht primär auf ihr Konto gehen, sondern sehr viel eher aus unserem Umgang mit der Wissenschaft resultieren. Es erscheint manchmal geradezu absurd, wie die Wissenschaft heute wegen eben der Momente kritisiert wird, deretwegen wir auf sie gesetzt haben und auch weiter auf sie setzen wollen.

Zum anderen werden wir mit den Schwierigkeiten, die uns die Perfektion von Technik und Wissenschaft tatsächlich bereitet, nicht fertig, wenn wir nur auf die Wissenschaft sehen, von ihr die Lösung all dieser Probleme verlangen oder ihr den Rücken kehren, wenn sich zeigt, daß dort die Lösung nicht zu finden ist. Dazu bedarf es schon größerer Anstrengung.

Indem die Philosophie derart auf die Begrenztheit der Wissenschaft hinweist und sich herausfordern läßt als Metaphysik für Wahrheit jenseits des vom Methodenideal exakten Wissens beschriebenen Kreises einzustehen, nimmt die Philosophie der Wissenschaft nichts – es sei denn einen falschen Anspruch von Ausschließlichkeit. Aber sie bringt zur Geltung, daß es kein vernünftiges Verhalten ist, im Umgang mit der Wirklichkeit zum Beispiel vom Ethischen, Ästhetischen und Religiösen abzusehen, das heißt von gerade den Seiten nichts wissen zu wollen, die dem Menschen am verlässlichsten sagen, wer er ist und woran er sich halten kann.

III.

Von hier aus haben wir noch einen anderen entscheidenden Schritt zu tun, nicht weil ich dem Titel meines Vortrags ansonsten zuviel schuldig bleiben würde, sondern weil jene Dimension metaphysischen Fragens noch gar nicht wirklich

herausgestellt ist, auf die es gerade heute in der Antwort auf die Nöte der modernen Welt vor allem ankommt. Ich sprach eingangs davon, daß die Wissenschaft, die dem modernen Bewußtsein den Stempel aufdrückt, die Frage nach dem Sinn nicht stellt, daß sie im besten Fall, das heißt wo sie sich an die von ihr selbst vorausgesetzte Beschränkung hält, die Erwartung einer Antwort auf solche Frage schlicht abwehrt. Ob das Leben sich lohnt oder nicht, ob die Wahrheit eher traurig ist oder ob Freude die Wahrheit ist, alles das bleibt damit aber unentschieden.

Demgegenüber muß man festhalten, daß solches für die klassische Metaphysik keine offene Frage blieb. Es ist sozusagen das Herzstück allen metaphysischen Denkens, daß das Sein das Gute ist. Daß das Sein das Gute ist, und daß das Gute mit dem Wahren und dem Schönen zu tun hat, dies ist dabei wahrlich nicht irgendeine Formel bloß, sondern bringt die Erfahrung auf den Begriff, die der Mensch mit der Wirklichkeit macht.⁷ So gesehen hatte es die Metaphysik immer mit dem zu tun, was dem Menschen Glückseligkeit verspricht. Wo immer aber sich derlei zeigt, wo uns das Gute, das Wahre, das Schöne aufgeht, da muß doch eigentlich unser Herz höher schlagen! Wie anders sollten wir darauf antworten als eben mit Freude? Was wäre dem derart Sichzeigenden angemessener? Es ist wohl ein Armutzeugnis, wenn wir in der Begegnung mit der klassischen Metaphysik hiervon so wenig spüren.

Das Herzstück der Metaphysik von Anbeginn an, so sagte ich, und dies gilt bei näherem Zusehen auch, wo die genannte These eher unausdrücklich blieb oder hinter kunstvollen Distinktionen für uns nur schwer zu fassen ist. Sieht man genauer zu, ist das überall zu entdecken, eine umfassende Bejahung dessen, was ist. Zu Zeiten aber, wo eben diese anfängliche Gewißheit nicht mehr ganz selbstverständlich allem Denken und Tun zugrunde liegt, wo sie zweifelhaft geworden ist oder gar ausdrücklich bestritten wird, muß dies eigens herausgestellt werden. Das heißt es kommt darauf an, dies Herzstück metaphysischen Denkens eben als Wahrheit gegenwärtiger Erfahrung zu entwickeln, damit wir in der Wirklichkeit den Halt finden, den wir uns selbst nicht geben können.

Wir sind ausgegangen davon, daß unser gewöhnliches Verhalten der Wirklichkeit gegenüber heute in der Regel auf Eigenschaften und Zusammenhänge geht, in denen Wirklichkeit überhaupt nur noch sehr verkürzt wahrgenommen werden kann. Gerade die Art und Weise, wie wir allem gegenüber treten, macht die Wahrnehmung dessen so schwer, was uns sagen könnte, daß es gut ist dazusein. Denn nicht so sehr wo wir rechnend und messend über alles verfügen, nicht in der zweckrationalen Betrachtung aller Dinge wächst uns zu, woran wir uns halten können. Eher wird uns solches geschenkt, wo wir nicht vorschnell nur messen am Nutzen, den etwas bringt für uns, sondern bereit sind uns einzulassen auf das, was sinnvoll ist in sich.

Gerade die Seite der Wirklichkeit, die hier so besonders wichtig ist, muß sich sozusagen gegen die herrschende Wirklichkeitsauffassung zur Geltung bringen. Wo die Dinge nur nutzbar und machbar sein können oder aber als unwesentlich abgetan werden, wird zuviel mißverständlich, überflüssig und beliebig. Daß das

⁷ Vgl. H. Kuhn, *Das Sein und das Gute* (1962).

Sein gut ist und daß letztlich alles gut werden kann, bekommen wir mit Rechnen nicht heraus.

Leere, Angst und Verzweiflung, die sich im Gefolge solcher Verkümmern verbreiten, können aber auch die Augen öffnen. Immer mehr unter uns fragen sich heute bestürzt: Soll dies wirklich alles sein? Versäumen wir nicht das Entscheidende dabei? Gibt es nicht irgendwo Sinn, der trägt? Die Flucht, die inzwischen immer häufiger solchem Erschrecken folgt, macht auf ihre Art deutlich, wie dringend wir der Wahrnehmung dieser anderen Dimension der Wirklichkeit bedürfen und wie dringend es ist, zu dieser Wahrnehmung zu helfen, das heißt den Menschen die Augen zu öffnen.⁸

Ich möchte dies zum Abschluß in einer ganz bestimmten Hinsicht noch verdeutlichen. Wer seinen Erfahrungen aufmerksam folgt kann nicht verkennen, daß uns in der beglückenden Begegnung mit anderen Menschen oder in der verzaubernden Schönheit der Natur etwas gesagt wird in bezug auf die Wirklichkeit im ganzen. Da geht nicht nur ein besonderes Einzelnes strahlend vor uns auf, ein herrlicher Morgen oder ein lächelndes Gesicht, da zeigt sich vielmehr zugleich, was Wirklichkeit in ihrem letzten Grund ist, und das Leben scheint von sich her voll Sinn.

Aber wir wissen auch alle, daß dies nicht immer so ist, und darin liegt für viele das Problem. Es gibt nicht nur positive Erfahrungen, nicht nur Höhepunkte, an denen die Verheißung von Fülle abzulesen ist. Es gibt auch Erfahrungen, die negativ sind, Tiefpunkte, die uns auch ganz regelmäßig treffen. Wir erleben nicht nur Herrliches und Beglückendes, sondern sehr wohl auch Schreckliches, Bedrohliches und Vernichtendes. Wir erleben nicht nur das freudige Ereignis der Geburt eines Kindes, wir erleben auch das furchtbare Ende nach qualvoller Krankheit. Es gibt nicht nur das Sichfinden und das Zusammengehen von Menschen, sondern auch die Mißverständnisse und das Auseinandergehen. Und auch in der Arbeit gelingt nicht nur manchmal etwas überraschend gut, es kommt auch vor, daß wir gar nichts fertigbringen, oder daß wir wegen eines Unfalls sogar den Beruf aufgeben müssen. Unglück und Versagen, Unrecht und Schuld, Krankheit, Schmerz und Tod – alles dies gehört zweifellos auch zu unserem Leben. Und oft enttäuschen, verwirren und bedrücken uns diese Erfahrungen so sehr, daß wir aus ihnen einen Rückschluß auf das Ganze zu ziehen versucht sind. Da erscheint uns Leben dann insgesamt eher wie eine einzige Zumutung.

Aber hier muß man nun genauer fragen. Gibt es negative Erfahrungen so wie es positive gibt? Das heißt, gibt es neben den positiven Erfahrungen eben einfach auch negative? Zunächst sieht es wohl so aus. Da mache ich die Erfahrung, daß einer sich mir zuwendet, daß er da sein will für mich und daß mit seinem Dasein für mich die ganze Welt hell wird, verlässlich und gut. Und dann gibt es die negative Erfahrung, daß der andere sich abwendet von mir, daß er sich mir entzieht. Da aber fehlt dann nicht nur irgend etwas in meiner Welt, da kann die Welt für mich zusammenbrechen. So wie alles hell ist, wo uns Liebe entgegenkommt, so unerträglich scheint uns alles, wenn wir Enttäuschung erleben, wenn die Liebe keine Erwidern findet

⁸ Vgl. U. Hommes, Dem Leben vertrauen (1982).

oder das versprochene Miteinander und Füreinander zerbricht. Selbst solches, das uns sonst immer erfreute und zur Bewunderung einlud, selbst das sagt uns in einer solchen Situation nichts mehr.

Aber ist das, was da geschieht in der positiven Erfahrung und in der negativen, wirklich vom selben Gewicht? Sind solch negative Erfahrungen von derselben Wichtigkeit und Bedeutsamkeit, sagen sie uns etwas in derselben Entschiedenheit und in derselben Tragweite – bloß eben ein Negatives, so wie die positiven Erfahrungen das Positive sagen? Ist das Bittere und Verletzende, der Schmerz einer Trennung oder die Trostlosigkeit des Alltags, der Zwang der Arbeit oder Krankheit und Not ebenso umfassend? Sagt uns dies genauso Wahres in bezug auf das, was ist, wie die Erfahrung von Liebe und Schönheit, Freude und Glück – mag diese Erfahrung auch noch so bruchstückhaft sein?

Können nicht auch solche Tiefpunkte, können nicht die negativen Erfahrungen im letzten noch einmal durchsichtig werden, so daß hinter ihnen sogar Sinn erkennbar wird? Können wir sie nicht wenigstens annehmen von eben dem her, was uns positiv aufgegangen ist, eben weil dies einlädt dazu, trotz allem ja zu sagen?

An dieser Frage entscheidet sich sehr viel. Denn von hier aus muß sich dann ja ergeben, ob wir Vertrauen haben dürfen zum Leben, das heißt ob es nicht nur eben immer auch einmal Gutes und Schönes gibt, so wie es Häßliches und Böses gibt, sondern ob sich durch alle Enttäuschung und alles Leid hindurch nicht vielmehr ein positiver Grundton erhält. Gibt es etwas in unserer Erfahrung, das letztgültig sagt, daß es gut ist dazusein, von dem her Leben sinnvoll ist und Vertrauen verdient, mag auch noch soviel Dunkles und Bedrohliches dazu gehören? Oder herrschen einfach Zufall und Leere, das Nichts, Sinnlosigkeit und Verzweiflung?

Im strengen Sinn beweisen läßt sich hier wohl nichts. Und auch der Versuch, Ereignisse und Begebenheiten, die von Sinn zeugen, mit solchen, die sich völlig sinnlos ausnehmen, zahlenmäßig zu verrechnen, hilft nicht weiter. Die Anzahl der erfreulichen Anlässe in ein Verhältnis zu setzen zur Anzahl derer, die einfach zuwider sind, das Schöne mit dem Häßlichen, das Erfreuliche mit dem Bedrückenden aufzurechnen, ist sicher nicht der richtige Weg. Denn eben Zahl, Häufigkeit und Wiederholung besagen hier nicht viel. Selbst wenn zum Beispiel Sinnlosigkeit öfter anzutreffen wäre als Sinnfülle, wäre damit die anstehende Frage noch keineswegs entschieden. Denn wenn Sinn erfahren wird und sich das Dasein überhaupt irgendwann wirklich voll Sinn erweist, ist es nicht mehr die Frage, wie oft dies auch bestritten wird und dem Zweifel verfällt. Mögen zahlenmäßig solch entgegengesetzte Erfahrungen überwiegen: Entweder wird, was mit Sinn gemeint war, angesichts von Sinnlosigkeit wieder schwankend und beliebig, oder aber die Fülle von Sinn, die wir zu erfahren wähten, ist imstande, eine Hoffnung zu begründen, die das ganze Leben bestimmt und die alles einbezieht, auch das scheinbar Sinnlose.

Genau dies aber sagt uns eigentlich die Erfahrung. Wo immer uns in einem Geschehen etwas aufgeht von dem, was die Wirklichkeit im Grunde ist, empfangen wir Licht und Ermutigung, finden wir uns aufgefordert darauf zu bauen, daß Sinn mächtiger ist als Sinnlosigkeit. Deshalb verzehren wir uns nicht in Angst, sondern haben Vertrauen zum Leben. Was positiv erfahren ist, hat ein anderes, ein größeres

Gewicht, es ist umfassender und bedeutsamer, und deshalb kann von ihm her auch die Negativität sehr wohl bestanden werden.

So sollten wir nicht so sehr vergleichen, wieviel Unglück und Leid es in der Welt gibt und wie oft tatsächlich Glück und Hoffnung sprießen und Freude uns zuteil wird. Wir sollten vielmehr sehen, was uns inhaltlich dabei jeweils aufgeht. Dann aber ist unverkennbar, daß wir nicht nur neben Negativem auch Positives entdecken können, daß wir vielmehr im Grunde das Positive als die entscheidende Bestimmung des Ganzen zu begreifen haben.

Natürlich dürfen wir dabei über Einschränkung und Enttäuschung nicht hinwegsehen, dürfen weder fliehen davor noch uns ihren Lehren entziehen. Gerade angesichts dieses übersteigerten Hochgefühls des modernen Menschen alles selbst zu können, was es zu erfüllttem Leben braucht, haben wir sehr wohl wieder zu lernen, daß Kraft und Schwäche zu uns gehören, Freude und Leid. Und doch: auch wenn beides zu unserem Leben gehört, es steht nicht beides in gleicher Weise für das Ganze, denn Einschränkung und Enttäuschung, Schwäche und Leid stehen gerade nicht für sich, und daß wir sie wahrnehmen als etwas, das nicht sein sollte, dies kann nicht ohne Bedeutung sein. In diesem Umstand kommt ja nicht nur zum Ausdruck, daß wir selbst es eben lieber anders hätten; nicht deshalb wiegen Leid, Krankheit und Tod für uns so schwer, sondern weil uns die Erfahrung des Positiven sagt, daß das, was zuletzt Wirklichkeit heißt, etwas meint, das von solcher Einschränkung und Enttäuschung nicht berührt wird.

Was unseren Begriff vom Leben zuletzt also bestimmen muß, ist das Positive, das Tragende und Bergende, sind Helle und Licht. Allein so haben wir überhaupt einen Maßstab für das, was sinnvoll ist und was nicht.

Ich möchte schließen mit einem Wort von Paul Claudel. Dieser Dichter führt seine Gestalten und uns als Leser ja immer erneut durch Höhen und Tiefen. Aber am Ende, da sagt er einmal:

„Kein menschliches Leiden und keine Demütigung
hat die Macht, die wesenhafte Freude zu löschen,
die in uns wohnt ... Dort, wo die meiste Freude
ist, ist auch die meiste Wahrheit.“⁹

Es ist ein kühner Satz, zu behaupten, wo die meiste Freude sei, dort sei auch die meiste Wahrheit. Aber je länger man das auf sich wirken läßt, desto mehr leuchtet es ein.

⁹ Cahiers Paul Claudel (1959) I, 83.